

CHRIS INKEN SOPPA

HORTENSE DE BEAUHARNAIS

EIN LEBEN
IM SCHATTEN
NAPOLÉONS

✦ ROMAN

Südverlag



Chris Inken Soppa (Foto: Ralf Staiger)

Chris Inken Soppa wurde 1966 in München geboren, wuchs in Friedrichshafen auf und lebt heute in Konstanz. Nach dem Studium der Anglistik und Romanistik an der Universität Konstanz und am Trinity College, Dublin war sie als Nachrichtenredakteurin tätig und von 2004 bis 2009 als Koordinatorin der Konstanzer Internationalen Sommerschule für Literaturwissenschaft. Chris Inken Soppa arbeitet als Übersetzerin und gehört seit 2012 der Meersburger Autorenrunde an. Sie hat mehrere Romane veröffentlicht und zusammen mit dem Grafiker und Illustrator Ralf Staiger ein Künstlerbuch und ein historisches Kinderbuch herausgebracht.

Von Chris Inken Soppa ist im Südverlag bereits erschienen:

DER GROSSE MUNTPRAT.
Historische Romanbiografie

Umschlagabbildung: Hortense in Aix-les-Bains. Gemälde von Antoine-Jean Duclaux (1783-1868). © Napoleonmuseum Thurgau, Schloss & Park Arenenberg
Umschlaggestaltung: nalbach typografik Silke Nalbach, Mannheim

»Er hat mein Leben bestimmt.«

HORTENSE DE BEAUHARNAIS ÜBER NAPOLÉON BONAPARTE



Als Kind erlebt sie die Schreckensherrschaft der Jakobiner im revolutionären Paris. Ihr Vater stirbt auf dem Schafott, ihre Mutter Joséphine heiratet Napoléon Bonaparte und wird Kaiserin von Frankreich. Derweil flüchtet sich die junge Hortense de Beauharnais (1783–1837) in die Kunst: Sie spielt Harfe und Klavier, tanzt, singt, zeichnet – und schafft sich fantasievolle Gegenwelten. Nachdem sie mit Napoléons jüngerem Bruder Louis verheiratet wird, steigt Hortense an seiner Seite zur Königin von Holland auf. Die Ehe aber ist unglücklich, zudem stirbt der erstgeborene Sohn. Um ihre Trauer zu bewältigen, entdeckt Hortense ihre Liebe zur Natur und den Bergen; versucht, eigene Wege zu gehen. Nach Napoléons Abdankung muss sie mit ihrem jüngsten Sohn ins Schweizer Exil fliehen. Doch auch auf Schloss Arenenberg kommt sie nicht zur Ruhe.



Südverlag



HORTENSE DE
BEAUHARNAIS

EIN LEBEN
IM SCHATTEN
NAPOLÉONS

Chris Inken Soppa



CHRIS INKEN SOPPA

HORTENSE DE BEAUHARNAIS

EIN LEBEN
IM SCHATTEN
NAPOLÉONS

✧ ROMAN

Südverlag

Als Kind erlebt sie die Schreckensherrschaft der Jakobiner im revolutionären Paris. Ihr Vater stirbt auf dem Schafott, ihre Mutter Joséphine heiratet in zweiter Ehe den exzentrischen Napoléon Bonaparte und wird Kaiserin von Frankreich. Derweil flüchtet sich die junge Hortense de Beauharnais (1783–1837) in die Kunst: Sie spielt Harfe und Klavier, tanzt, singt und zeichnet – und erschafft sich fantasievolle Gegenwelten. Als Stieftochter Napoléons I. erlebt sie die Launen des ehrgeizigen Herrschers unmittelbar. Gegen ihren Willen wird Hortense mit Napoléons jüngerem Bruder Louis verheiratet, steigt an dessen Seite zur Königin von Holland auf. Die Ehe aber ist unglücklich, die Bonapartes machen Hortense das Leben schwer, mit nur vier Jahren stirbt der erstgeborene Sohn. Um ihre Trauer zu bewältigen, entdeckt Hortense die Welt der Pyrenäen für sich, entwickelt sich gar zur begeisterten Bergsteigerin. Allenthalben ringt sie um Orientierung und Halt. Nach Napoléons endgültiger Verbannung 1815 muss auch Hortense Frankreich verlassen. Mit ihrem jüngsten Sohn, dem späteren Kaiser Napoléon III., flieht sie ins Schweizer Exil. Auf Schloss Arenenberg suchen Musiker, Dichter und Denker die Nähe der kultivierten Ex-Königin. Doch auch hier kommt Hortense de Beauharnais nicht zur Ruhe. Vor allem die Sorge um die Zukunft ihrer Söhne treibt sie um ...



HORTENSE DE BEUHARNAIS

EIN LEBEN
IM SCHATTEN
NAPOLÉONS

Chris Inken Soppa



Hortense de Beauharnais.
Miniatur von Jean-Claude Besselièvre (wohl 1778–1829)

HORTENSE DE BEAUHARNAIS

EIN LEBEN
IM SCHATTEN
NAPOLÉONS

✦ ROMAN

 Südverlag

Für Mami und Moni

*Mon beau-père est une comète dont nous ne sommes que la queue;
il faut le suivre sans savoir où il nous porte. Est-ce pour notre bonheur?
Est-ce pour notre malheur?*
»Ein Komet, in dessen Schweif wir alle mitgerissen wurden –
ins Glück oder Unglück?«

HORTENSE DE BEAUHARNAIS ÜBER NAPOLÉON BONAPARTE

INHALT

VORNEWEG	... 8
1 AUF DER BLUMENINSEL <i>Martinique, 1789/90</i>	... 11
2 ZEICHEN DER REVOLUTION <i>Paris, Fontainebleau, Paris, Saint-Pol-sur-Ternoise, Paris, Croissy-sur-Seine, 1790–1793</i>	... 25
3 DAS BÖSE GERÄT <i>Paris, 1794</i>	... 45
4 BEI MADAME CAMPAN <i>Saint-Germain-en-Laye, Paris, Saint-Germain-en-Laye, Paris, Fontainebleau, Plombières, 1795–1798</i>	... 66
5 STIEFTOCHTER NAPOLÉONS <i>Paris, La Malmaison, Paris, La Malmaison, 1800/01</i>	... 96
6 LOUIS BONAPARTE <i>Paris, La Malmaison, Paris, La Malmaison, Paris, 1801/02</i>	... 109

7	EINE KAISERFAMILIE		
	<i>Paris, Saint-Leu, 1804–1806</i>	... 138	
8	KÖNIGIN VON HOLLAND		
	<i>Paris, Saint-Leu, Den Haag, am Rhein, Den Haag, 1806/07</i>	... 152	
9	TRAUERSTRECKEN		
	<i>Den Haag, Laeken, Canterets, Pyrenäen, Canterets, 1807</i>	... 164	
10	ABERMALS MUTTER		
	<i>Paris, 1808–1810</i>	... 179	
11	LIEBE UND TOD		
	<i>Aix-les-Bains, Paris, Aix-les-Bains, Saint-Maurice-en-Valais, Paris, Saint-Leu, Aix-les-Bains, 1810–1813</i>	... 195	
12	UMSTÜRZE		
	<i>Paris, Versailles, Évreux, Rambouillet, La Malmaison, Paris, La Malmaison, 1814</i>	... 217	
13	FABELN UND GESETZ		
	<i>Saint-Leu, Paris, 1814/15</i>	... 245	
14	HUNDERT TAGE		
	<i>Paris, La Malmaison, Paris, La Malmaison, 1815</i>	... 259	
15	VERBANNT		
	<i>Paris, Genf, Aix-les-Bains, Konstanz, Gais, 1815/16</i>	... 281	
16	BESSERE AUSSICHT		
	<i>Konstanz, Arenenberg, München, Augsburg, Livorno, Augsburg, 1816–1818</i>	... 304	
17	NAPOLÉON UND LOUIS		
	<i>Augsburg, Arenenberg, München, Rom, Arenenberg, Appenzell, Arenenberg, 1820–1830</i>	... 312	
18	ZUR RETTUNG DER SÖHNE		
	<i>Florenz, Rom, Florenz, Ancona, Siena, Seravezza, Antibes, Cannes, 1830/31</i>	... 327	
19	DURCHREISEN		
	<i>Paris, London, La Malmaison, Rueil, 1831</i>	... 343	
20	ZUFLUCHTEN AM BODENSEE		
	<i>Arenenberg, Viry, 1831–1836</i>	... 356	
21	LETZTES WIEDERSEHEN		
	<i>Arenenberg, 1836/37</i>	... 371	
	ANHANG		... 379
	Zeittafel		... 381
	Personenverzeichnis		... 386
	Glossar		... 390
	Übersetzungen französischer Verse,		
	Liedzeilen und anderer Zitate		... 395
	Übersetzungen italienischer und kreolischer Zitate		... 397
	Quellen- und Literaturverzeichnis		... 398
	Bildnachweis		... 399

VORNEWEG



DIE BESTECHENDEN BIOGRAFIEN von Marie-Hélène Baylac und Françoise de Bernardy sowie die persönlichen Memoiren der Hortense de Beauharnais führten mich detailliert durch das bewegte Leben meiner Protagonistin. Für die vorliegende Romanbiografie waren sie wertvolle Grundlagen. Allerdings bescherten mir diese drei Werke ein Perspektivproblem: Die dritte Person Singular war bereits durch die fachkundigen Texte der Historikerinnen besetzt, die erste durch Hortense selbst. Daher wählte ich die zweite.

Ein ungewöhnliches Unternehmen vielleicht, einen ganzen Roman in der Du-Perspektive zu schreiben. In der deutschen literarischen Welt noch selten, ist sie mir eher aus der angelsächsischen geläufig. In meinem Text kann das »Du« als Zuschreibung einer auktorialen Erzählerin betrachtet werden. Oder als Monolog in Hortenses Gedanken. Das »Du« ist also die Anrede an Hortense, zugleich aber auch ihre eigene Rede mit sich selbst.

Mit diesem »Du« habe ich mich auf Anhieb verstanden; es erhob mich quasi in den Rang einer Vertrauten Hortenses. Zeit lebens duzte sie sich mit ihren Freundinnen, wohingegen ihr Ehemann glaubte, das zieme sich einer Königin nicht. Hortense jedoch ließ sich nicht beirren; sie wünschte sich, von Menschen, die ihr wichtig waren, um ihrer selbst willen geschätzt und geliebt zu werden.

In diesem Sinn wollte ich meinen Roman schreiben. Den Blick weniger auf Titel, Skandale und Affären richten, denn auf das Leben und Erfahren der Protagonistin. Vielfach litt Hortense unter zeitgenössischer Klatschpresse, Bespitzelung und der Missgunst von Familienmitgliedern und vermeintlichen Freunden.



Hortense de Beauharnais' turbulentes Leben birgt vielfarbiges und spannungsvolles Material: zwischen Revolution und Kaiserreich, zwischen Alltagsleben und der großen Politik, zwischen höchsten Würden und Flucht in die Verbannung, zwischen Fügsamkeit und Trotz, zwischen unglücklicher Ehe und heimlicher Liebe, zwischen Mutterfreuden und tiefer Trauer. Leerstellen beließ ich getrost; es soll den Lesenden eine Freude sein, sie gedanklich selbst zu füllen.

Nicht allen wichtigen Personen aus dem Umfeld Hortenses begegnet man in meinem Text; aufgrund ihrer schieren Anzahl hätten sie den Rahmen des Buches gesprengt oder wären in reines Namedropping ausgeartet.

Hortense de Beauharnais war eine Suchende. Nach Frieden, nach Glück, nach wahrer Liebe und Anerkennung, nach Freiheit. Ein ums andere Mal wurde sie vom Schicksal aus der Bahn geworfen, musste sich neu um Vertraute und Verbündete mühen. Zwangsläufig geriet sie zur Netzwerkerin, stellenweise zur unsicheren Kantonistin. Ihre Loyalität schwankte je nach Lebenslage zwischen Bourbonen und Bonapartisten, zwischen Mutter und Stiefvater, zwischen Liebschaft und dem angetrauten Ehemann. In Bedrängnis griff sie oft nach dem nächstliegenden Anker. Das mutet bisweilen bizarr an und brachte Hortense auch Ärger ein. Indes gab es Menschen, denen sie unverbrüchlich treu blieb: etwa ihrem Bruder Eugène, den Söhnen, ihrer besten Freundin Adèle. In kritischen Situationen gelang es ihr jedes Mal, über sich hinauszuwachsen, Flucht, Exil, Verluste und nicht zuletzt die Rettung des letzten verbliebenen Sohnes mit Bravour zu organisieren und zu bewältigen.

»Er hat mein Leben bestimmt«, sagte Hortense über ihren Stiefvater und Schwager Napoléon Bonaparte. Unweigerlich wurde er zum Teil ihrer Familie; sein Name, sein Andenken wirkten weit über seinen Tod bei ihr nach. So konnte sie nicht umhin, das Bonaparte-Vermächtnis an ihre Kinder weiterzugeben. Ehrgeiz und Angst um die Söhne hielten sich dabei wohl die Waage.

Gewiss hätte Hortense de Beauharnais lieber ein anderes Leben geführt, ein friedliches im Stil des Ancien Régime, erfüllt mit Bällen, Musik, Theater, Salonabenden, Lektüre, gelehrter Konversation und schönen Roben. Für ein solches Leben wurde sie erzogen, hatte bei Madame Campan die »Kunst zu gefallen« erlernt. So war Hortense gern und gut künstlerisch tätig, malte, tanzte, sang, spielte Harfe, Klavier und Gitarre, komponierte Lieder, schrieb ihre Memoiren. Frieden und Muße hierfür blieben ihr allerdings nur in Etappen vergönnt; trotz ihrer Sehnsucht nach Paris mögen die letzten selbstbestimmten Jahre auf dem Arenenberg im Schweizer Exil wohl ihre glücklichsten gewesen sein. Doch politischer Aufruhr, die revolutionäre Energie ihrer Söhne und nicht zuletzt eine schwere Krankheit holten Hortense auch dort wieder ein.



Bedanken möchte ich mich bei Hortense de Beauharnais selbst für ihre wunderbar detaillierten und gut geschriebenen Aufzeichnungen, die mich wie an einem roten Faden durch ihr Leben führten. Bei Dominik Gügel, der mir bereitwillig Orte und Alltag auf dem Arenenberg veranschaulichte und meine Fragen beantwortete. Bei Anette Weiberg, meiner unermüdlichen Gegenleserin. Bei Micha Heinzen für ihre Vorfreude. Bei meinem lieben Ralf, der es sich auch in Coronazeiten nicht nehmen ließ, mit mir virtuell und analog den Spuren der Hortense de Beauharnais zu folgen, Karte und Stammbaum zu gestalten. Und nicht zuletzt bei meiner Lektorin Annette GÜthner für ihren Kenntnisreichtum, ihr scharfes Auge und für ihre Begeisterung.

AUF DER BLUMENINSEL

Martinique, 1789/90



GROSSMUTTER BAUT KLEINE TÜRME aus Münzen. Ihre Finger sind flink und haben matte, mondlose Nägel. Du hältst dich am Tisch, schiebst dein Kinn über die Kante. Mémère schaut nicht auf dich, sie schaut auf ihr Geld. Geld ist sehr wichtig. Man kann Macarons und bunte Joujous damit kaufen.

Draußen auf den Feldern arbeiten schwarze Menschen, die kein Geld haben. Sagt Mémère. Dafür haben sie reichlich Sonne. Sind sie deshalb so dunkel? Sind sie deshalb so arm?

Die schwarzen Menschen leben eng beieinander. Ihr Lächeln ist ernst, ihre Stimmen sind weich. Manchmal wachst du nachts auf, hörst Gesang und Getrommel aus ihren Hütten. Aufregend anders als dir bekannte Musik und wohltuender als das schrille Pfeifen der Frösche, das dich jeden Abend beim Einschlafen stört.

Mémère hat ausgezählt; sie erhebt sich, packt die größeren Münzen in eine Geldkiste, rückt das Hüftkissen unter ihrer Robe zurecht und verlässt das Zimmer. Die kleineren Münztürme lässt sie liegen. Du greifst nach ihnen, die Türme rutschen durcheinander: ein klimpernder Haufen. Zu viel Geld für deine beiden Hände. Mit der einen hebst du dein Kleidchen über die Knie, mit der anderen schaufelst du sämtliche Sous in den Stoff. Knüllst deinen Rock zum klingelnden Beutel und rufst: »Jean!«

Auch Jean ist recht dunkel, dabei arbeitet er meistens im Haus. Er hat kräftige Arme, mit denen er dich hochheben und in dein

Bett tragen kann. Er sieht verwundert aus, als du ihm befehlst, dich zu den Hütten zu bringen.

Du klimperst mit deinem Rock: »Schau, Jean, das viele Geld! Meine Mémère hat es mir für die armen Leute gegeben.«

Seinen Blick kannst du nicht deuten, es ist dir auch egal, er muss dir gehorchen. Du nimmst seine Hand, mit der anderen hältst du dein Beutelchen.

In der Halle im Erdgeschoss liegen stille Kessel wie schlafende Ungeheuer. Du gehst schneller, ohne Jeans Hand loszulassen.

Draußen steht die Sonne schräg, hohe Bäume und große, rote Blüten werfen Schatten auf die Steinplatten, über die du hüpfst und so das Beutelchen zum Klingen bringst. An der Hausruine vorbei. »Hier wohnten wir, bevor das Erdbeben kam«, sagte Mémère.

Auf den Hügeln dahinter liegen die Felder. »Zuckerrohr« klingt verheißungsvoll, leider wachsen da keine Macarons, sondern lange Grashalme, die süß schmecken sollen. Die dunklen Leute beißen ständig darauf herum. Das sei gut für die Zähne, behauptete Maman. Du würdest das nicht in den Mund nehmen. »Bald wird geerntet, der Zucker steht hoch«, versprach Mémère. »Dann werden unsere Kessel wieder dampfen.«



Die Hütten sind klein und geflochten, als Dächer dienen große Palmblätter. Männer und Frauen, Alte und Junge, kauern davor, murmeln, beißen ihre Halme. Kinder fangen einander, ab und zu schlägt eine Trommel. Dann wird es still. Du stehst vor ihnen, bestaunst so viel dunkle Haut, vor der die Kleidung zurücktritt. Bunte Tuchfetzen, um Hüften und Köpfe geschlungen, dazwischen das eine oder andere löchrige Hemd. Helle Augen blicken dich an.

»Hier!« Du schüttetest deinen Rock aus. Das Geld prasselt zu Boden. »Das hab' ich euch mitgebracht.«

Die Leute rühren sich nicht, selbst die Kinder stehen starr. Erst als Jean eine einladende Bewegung macht, setzt das Gemurmel wieder ein, dazwischen kurze, heftige Dankesworte. Einer kniet

vor dir nieder, legt seine Stirn auf das weiche Leder deiner Pantoffeln. Du weichst zurück, ein Fuß rutscht aus dem Schuh. Zwei Frauen kommen dir nach, wollen deinen nackten Fuß küssen. Es kitzelt, du musst lachen, dir klopft das Herz, doch du zwingst dich stehen zu bleiben und verspürst wilde Freude.



An die lange Schiffsreise aus Frankreich erinnerst du dich kaum. Bloß an den Wind, schon bei der Abfahrt so stark, dass du überzeugt warst, das Schiff werde auf der Stelle umgeblasen und alle würden ertrinken. Dir war schlecht. Maman befahl deiner Nounou, dich in die Kabine zu bringen; dort verabreichte sie dir einen schrecklich sauren Saft. Gegen die Seekrankheit, hieß es.

Manchmal durftest du an Deck. Dort bildeten Wasser und Himmel einen Strich, der deine Übelkeit linderte. Einmal schwammen große Tiere neben dem Schiff und bliesen Wasser in die Luft: lebende Springbrunnen.

Zurück blieben Papa und dein Bruder Eugène, deren Gesichter dir immer undeutlicher werden. Vor der Reise brachte dich Papa zu einem Doktor, der dir seine Gabel in den Arm stach. Als du anfingst zu weinen, sah dir Papa in die Augen und sagte, nun würdest du niemals die Blattern bekommen, eine schreckliche Krankheit. Dafür bekamst du Fieber und Kopfweg, dein Oberarm eine hässliche Narbe. Maman war wütend. Papa machte seinen herablassenden Mund und blickte sie so unbewegt an, dass dir ganz kalt wurde.

Er kam nicht mit. Auf diese blumige Insel, Martinique, wo die Luft heiß ist und drückt. Wo es Muscheln mit scharfer Soße zu essen gibt.



»Hier, auf der Blumeninsel, erblickte ich das Licht der Welt«, erzählt Maman. »Hier lebt meine Familie, die Tascher de la Pagerie. Hier können wir umsonst wohnen. Von Papa kriegen wir zu wenig Geld.«

»Sind wir auch so arm wie die schwarzen Leute?«, fragst du Maman.

Sie zuckt mit den Schultern.

Zuvor hatte es zwischen ihr und Mémère böse Worte gegeben, wegen der Münzen, die du zu den Hütten brachtest. Und Jean war fürchterlich ausgeschimpft worden, er konnte hinterher kaum noch gehen. Du verstehst es nicht. Du warst dir sicher, das Geld sei für die Armen gewesen. Doch Mémère hatte überall danach gesucht; enormen Aufruhr veranstaltet und ihre zitternden Bediensteten nacheinander zur Rede gestellt.

Hast du dir alles bloß eingebildet? Du musstest es beichten, trotzdem warst du stolz.

Mémère reagierte böse: »Sklaven brauchen keinen Besitz; was sollen sie damit?«

Mehr wollte sie nicht sagen, sondern schickte dich spielen.



Spielen geschickt wirst du derzeit häufig. Im Garten, wo die Blumen betäubend riechen, bewegst du dein Joujou an einer Schnur von dir weg und holst es wieder zurück. Das hast du eifrig geübt. Längst brechen die Erwachsenen nicht mehr in bewundernde Rufe aus. Stattdessen murmeln sie, sobald du ihnen den Rücken zuwendest.

Die ausgelassenen Feiern der letzten Monate sind seltener und stiller geworden. Was du schade findest, denn sie gefallen dir, die gepuderten Herren in ihren Culottes, die Damen in weit ragenden Kleidern hinter wiegenden Fächern. Am schönsten ist immer deine Maman mit ihrer kecken Nase, ihrem weiten, freien Hals. Inmitten der Männer bewegt sie sich sacht durch die schwere Inselluft. Seit einiger Zeit aber wirkt sie unruhig. Ihre weißen, verschwommenen Finger haben plötzlich Kraft und klopfen auf Tischchen und Sofakissen. Du möchtest ihre Hände niederdrücken und deine kleinen darüberlegen.

Deine Fragen werden von deiner Nounou gnädig beantwortet, doch jedes Mal scheint dir etwas Wichtiges zu entgleiten. Oft wirft

man dir vor, nicht richtig zuzuhören. Du hättest zu viel Fantasie. Also träumst du bloß, dass die Erwachsenen von Revolution sprechen? Kann man solch ein Wort überhaupt träumen? Widerwillig schreibt Mémère es dir in Großbuchstaben auf. Du drehst das Papier, nimmst es in den Mund, liest es vorwärts und rückwärts: *NOI-TU-LOVER*. Dann sollst du endlich still sein und schreibst deinen Namen darunter: *HORTENSE*.

Maman mahnt Mémère, aufzuhören, die Cassandra zu spielen, bloß weil die Engländer den Verkauf allen Zuckers in die Heimat stören wollten. Ob es etwa besser sei, zurück nach Frankreich zu fahren?

Du weißt es nicht, hier ist das Wetter so warm, die Vögel, Blumen, Schmetterlinge und Kleidchen sind so leicht; aber vielleicht hast du den kalten Himmel und die schweren Mäntel früher auch nur geträumt?



Es ist so heiß, dass Jean mühevoll auf das Dach steigen und es eimerweise mit Wasser beschütten muss. Die Kessel sind nun in Betrieb, unten in der Halle rumort es.

Sobald der kühle Abendwind aufkommt, stiehlt du dich zu den schwarzen Menschen. Dann sind sie von ihrer Arbeit auf den Feldern zurück. Auf die Felder darfst du nicht; zu gefährlich, heißt es stets; du könntest jemandem ins Messer laufen.

Du beobachtest die Alten, wie sie mit Bündeln beladene Esel zur Mühle führen. »Zehn Halme Zuckerrohr machen ein Fagot«, erklärte Mémère. »Ein Halm pro Finger, sie können ja nicht zählen«.

Auch die Mühle ist dir verboten, das Walzwerk dort sei wie ein wildes Tier; es habe einem Sklaven die Hand abgebissen. »Was macht er mit nur einer Hand«, wolltest du wissen, doch Mémère gab keine Antwort.

Bei den Hütten blubbert merkwürdig riechender Brei auf den Feuern, drumherum laufen Hühner. Lieder klingen in einer unver-

ständlichen Sprache. Getrommel auf knolligen Dingern, wie aus der Erde gegraben. Dazu hüpfen Kinder. Frauen rafften ihre Tücher so drall über dem Hintern, als machten sie sich über Mémères Hüftkissen lustig; sie zeigen ihre Beine, schwarz, glänzend, bis zum Knie und noch höher. Die Männer rennen und springen, rollen über den Boden, gehen auf Händen, rufen und antworten: »*nou k'alé dansé Béli-a*«. Genau wie du tragen sie Narben an den Oberarmen. Doch ihre sind viel schöner, wie Buchstaben. Du siehst genauer hin, erkennst ein T und ein P. Einer der Männer bemerkt deinen Blick und lässt seinen Hemdsärmel herab.

»T und P, die Initialen unserer Familie, zur Sicherheit«, zuckte Maman mit den Schultern. »Falls sie weglaufen.« Du fragtest, ob du zur Sicherheit auch so eine schöne Narbe haben kannst. Deine eigene, die der Doktor mit der Gabel gemacht hat, ist eine formlose Beule. Maman saß starr, dann begann sie zu lachen: »Was für eine Idee!« Sie erzählte es den Großeltern, der Nounou, den Onkeln und Tanten. Alle streichelten dir den Kopf. Eine Buchstabennarbe bekommst du nicht.



Du darfst mit ihnen tanzen. Die Beine heben, dein Röckchen schwingen. Ohne Schuhe ist der Boden warm und fügt sich deinen Füßen. Du hinterlässt Spuren. Drehst dich mit ihnen, springst und rennst zum Getrommel, Gesang und Gerassel. Sie halten einander, vermeiden jedoch, dich zu berühren. Manchmal gelingt es dir, eins der Kinder zu fangen. Ihr widerspenstiges Haar anzufassen, schwarz, schweißnass und schwül. Kurz halten sie still, dann entwicken sie sich kichernd. Auch die Kinder tragen Buchstaben auf dem Arm; die Zeichen der Erwachsenen verbergen sich von nun an unter Hemden und Tüchern.



Maman verlässt die Wohnung über der Halle, dich nimmt sie mit. Seit die Kessel wieder dampfen, ist es im Haus zu laut und zu heiß.

Zwei dunkle Männer schaukeln deine Chaise auf ihren Schultern zur Stadt jenseits der Bucht. Das Meer liegt flach hinter hellem Sand. Schiffe mit nackt in die Höhe gereckten Masten, dazwischen lange Boote, von Menschen gepaddelt. Auf der Landseite kegeliges Gebirge, das soll Feuer spucken können. Überall Häuser mit bunten Dächern. Fest umklammerst du deine drei Puppen, zwischen die Beine hat deine Nounou dir ein Köfferchen mit deinen Schätzen gestellt: dein Joujou, Zinnfiguren, das Mikroskop zum sechsten Geburtstag, das aus winzigen Käfern Ungeheuer macht. Palmbäume winken dir zu.

Um dich herum auf einmal Tumult: Dunkle Leute, dicht an dicht, brüllen und recken die Fäuste, klopfen an deine Chaise, strecken die Köpfe hinein, starren dich an, wild und wütend mit ihren so erstaunlich leuchtenden Augen. Du duckst dich weg. Deine Träger beschwichtigen, man lässt sie durch. Wieder und wieder klingt »Revolution« durch die hitzige Luft. Du murmelst es mit, vorwärts, dann rückwärts.



Du bleibst nicht lange in dem großen Stadthaus, wo du mit Maman eine ganze Etage bewohnst. Maman sitzt in morgendlicher Robe und fasst sich an die rotseidene Schnürbrust: »Die Zeiten ändern sich, wir müssen zurück.«

Zurück zur Zuckermühle?

»Nach Frankreich?«, flüstert hingegen Mémère, die jeden Tag vorbeikommt. Sie nimmt die Hand vor den Mund. »Aufruhr« verstehst du, »gottlos« »dritter Stand« und »gegen den König verschworen«.

Maman geht dazwischen: »Alexandre hat einen Kompromiss geschlossen. Alle Stände tagen nun unter einem Dach. Er soll der Präsident dieser neuen Versammlung werden. Das ist eine gute Gelegenheit«.

Mémère schnaubt. »Für dich, Rose, nur für dich. Für deinen Reichtum, deinen Einfluss bei Männern und Frauen. Nur deshalb

sitzt du hier im ›Petit-Gouvernement‹. Unsere Plantage ist dir zu klein geworden! Darum treibst du hier durch Fort Royal und machst Liebe zu Gold.«

Mamans Stimme wird silbrig hart: »Bekäme ich endlich meine komplette Mitgift, wäre das alles nicht nötig!«

Du sitzt zwischen den beiden, Maman und Mémère, schaut ihren Worten nach, hin und her. Dabei ahnst du, dass dir Mamans Pläne nicht gefallen. Du möchtest hierbleiben. Auf der duftenden Insel mit ihrer schweren Luft, den strahlenden Blumen, aus denen sich winzige blaugüne Vögel bedienen.

Was will Maman in der fernen kalten Heimat? Du selbst kannst dich kaum mehr daran erinnern.



Zwei Männer kommen ins Haus: »Madame Rose de Beauharnais? Sie müssen verschwinden, ab morgen herrscht hier Krieg! Kapitän d'Ubrayes Fregatte legt heute noch ab. Ihre letzte Gelegenheit, Martinique zu verlassen.«

Mamans entsetzter Blick.

Wahllos schmeißt sie Schuhe und Kleidung in einen großen Koffer. Du willst ihr helfen, dein Mikroskop und deine Puppen drauflegen, doch sie stößt dich zur Seite und wirft den gewölbten Deckel zu: »Dafür haben wir keinen Platz, Hortense.«



In einer engen Kutsche geht es zum Hafen. Im Park ein lautes Krachen, der Wagen bebt. Maman schreit: »Sie schießen mit Kanonen auf uns!«; und reißt die Vorhänge zu.

Du hörst Gebrüll, Geknall, Gewieher. Der Wagen bleibt stecken, außen hämmert es dagegen, seitliches Schaukeln verstärkt sich; du fürchtest, das Gefährt könnte umkippen. Maman legt feuchte Arme um dich. Endlich rumpelt die Kutsche weiter.

Am Hafen helfen dir fremde Männer aus dem Wagen. Einer nimmt dich auf den Arm, drückt dein Gesicht fest in seine schmut-

zige Hemdbrust. Du zappelst, wehrst dich, vergeblich; du kannst nichts sehen. Wo ist Maman?

Ein trockener Knall, viel zu nah und zu laut. Seltsames Pfeifen setzt sich in deine Ohren; jemand brüllt, wie du noch nie einen Menschen hast brüllen hören. Beim nächsten Knall ist er still.

Du schreist nach Maman. Der fremde Mann nimmt dir den Blick. Plötzlich schwebst du über dem Wasser, mit hochgerutschtem Röckchen. Der Mann gibt dich in die Hände eines anderen Mannes. Dann sitzt du in einem Boot, der Koffer fällt, Maman fliegt mit bauschendem Kleid auf dich zu, wird von vielen Händen aufgefangen, mit ersticktem Schrei drückt sie dich an sich. Geknall, Gebrüll, etwas pfeift dir über den Kopf, oder ist es dir im Ohr geblieben?

Knarzende Ruder ringsum, hinaus aufs grüne Wasser zu einem großen Schiff mit vollen Segeln zwischen vielen.

»Rettung«, sagt Maman. Deine verständnislose Frage verliert sich im Getöse.

Aus dem Schiff rollt eine Leiter aus Stricken, unbezwingbar lang. Ein Mann hebt dich auf seine Schulter. »Festhalten!« und klettert mit dir, Sprosse um schwankende Sprosse, in schwindelnde Höhen. Deinen Schrei verschlägt es. Die Schiffswand, die filzige Mütze des Mannes sind zum Greifen nah, das Boot schon weit unten, Gischt drumherum. Dann fasst dich ein anderer Mann, zieht dich über die Reling, stellt dich auf die Beine, zwischen denen es feucht und warm wird.

»Nicht weinen!«, sagt der Mann und streicht dir über das Gesicht. »Deine Mutter haben wir gleich.«

Maman erreicht die Reling: eine Wolke aus Kleid und Haaren, vom Aufstieg durcheinandergefegt. Enggeschnürte Lippen lösen sich zum Lächeln, sie schließt dich in ihre Arme.



Deine letzten Blicke zurück sind verschwommen: rauchende Schüsse aus der Festung, ein umnebelter Bergkegel. Auf dem

Wasser immer wieder weiße Blüten aus Gischt, einmal so nah, dass Maman aufstöhnt. Übelkeit entlädt sich, als habe sie nur auf schwankende Masten vor den Wolken gewartet. Wieder stöhnt Maman und wischt mit einem Tuch den Latz deines Kleidchens, dein Gesicht.

Ringsherum rennt und schreit und drängelt man. Unter ihrer sanften Bräune ist Maman weiß im Gesicht. Sie zieht dich weg von der Reling, tritt den Koffer vor sich her. Ein Knarren geht durch das Schiff; es nimmt Fahrt auf, entzieht sich dem Kanonenfeuer, und du merkst, du hast immer wieder den Atem angehalten.

Ein großer Mann verbeugt sich vor dir und Maman, zieht seinen Hut: »Es ist geschafft, die Aufständischen erreichen uns nicht mehr. Willkommen auf der *La Sensible!*«

»Kapitän Durand d'Ubraye!« Maman wirkt plötzlich sehr zerbrechlich. »Unser Retter!«

»Darf ich Sie in meine Kabine begleiten?« Er winkt nach hinten, ein zweiter Mann erscheint und nimmt den Koffer. »Dies ist ein Kriegsschiff, hier sind die Unterkünfte bescheiden.«

Dir ist's egal, Hauptsache weg vom Getümmel der Schiffsleute, der verklingenden Schüsse. Durch Türen mit hohen Schwellen, über die du hinwegsteigen musst. Die Kabine des Kapitäns hat einen kleinen Balkon und ist überraschend geräumig; der Koffer verliert sich darin. An der Wand zwei Betten übereinander, ein Tisch mit zwei Stühlen, an der anderen Wand ein Kasten mit blau-weißem Geschirr.

»Hier bleiben Sie ungestört, bis wir in Toulon angekommen sind, Madame«, sagt der Kapitän.

Du läufst zum unteren Bett, verbirgst dein Gesicht in den Kissen. Zweistimmiges Gelächter, das Pfeifen in deinen Ohren scheint langsam zu verklingen.



Das Gepäck ist dürrtig, für dich hat Maman bloß Hut und Mantel dabei. Deine Hoffnung, wenigstens das Joujou im Koffer zu finden,

erfüllt sich nicht. So legst du dich im Hemdchen ins Bett, formst aus dem Kissen eine Gestalt, mit Daumen und Zeigefinger drückst du ihr einen Hals. Auf dem Kopf trägt sie einen spitzen Hut und spricht in deiner Stimme. Wenn sie schweigt, hörst du auf das Rufen, Knarren, Trommeln hinter der Wand, du zählst Glockenschläge, gibst dich sanftem Schwanken hin.

Die Tür knarrt, jemand tritt in die Kabine. »Scipion«, flüstert Maman, und du gleitest in deine Träume von rauchenden Rohren, von Masten, die sich vor Wolken verneigen; von Hand zu Hand wirst du weitergereicht bis zum kleinen, blauen Vogel, der über deiner Lieblingsblume schwebt.



Die Seemänner in ihren weißen Hosen gefallen dir. Einen nennst du »Petit-Pierre«, sein Gesicht ist dir näher als die Gesichter der anderen. Wenn dir schlecht wird, zeigt er zum mittleren Mast, dort schwankt es am wenigsten.

Für Petit-Pierre tanzt du die Tänze der Schwarzen, raffst dein Röckchen am Hintern, springst über aufgewickelte Seile und Netze, singst »*nou k'ulé dansé Béli-a*«, in der fallenden Melodie, an die du dich erinnerst. Bald kommen andere Männer hinzu, lachen, klatschen in die Hände, singen mit; du bist begeistert. Mag deine Maman auch abgelenkt sein, mag sie beim Kapitän sitzen oder bei Scipion, der »Rose« zu ihr sagen darf, hohe Absätze trägt und seine feinen Hände nicht von ihr lassen kann: Du bist hier, und die Seeleute sind hingerissen.

Später begleitest du Petit-Pierre durchs Schiff, bestaunst die drei Masten, die Segel hoch über dir: ein dekoriertes Himmel voller Stoff, durch den Menschen klettern. Instrumente zum Steuern, eckig und rund, manche sind hübsch und fein gearbeitet wie Schmuck. Dagegen das riesige Steuerrad. Auch die Glocke ist riesig: Wenn sie geschlagen wird, musst du dir die Ohren zuhalten. Über die Kanonen in ihren Luken hinweg scheint das Wasser zum Greifen nah. Männer hängen in Matten, folgen dem

Schwanken des Schiffes. »Wir schlafen vier Stunden und arbeiten vier Stunden«, erklärt Petit-Pierre. »Rund um die Uhr.«

Du darfst mit ihm in den Schiffsbauch, steile Stiegen nach unten. Dorthin, wo es übel riecht, wo die Kanonenkugeln liegen. »Die brauchen wir nicht mehr«, beruhigt Petit-Pierre, »die Auf-rührer haben wir abgehängt«.

Wasser läuft über den Boden, es kommt durch die Schiffswand gesickert. Schmale Buben stehen an langen Hebeln, um es abzu-pumpen, manche von ihnen kaum älter als du selbst. Du bleibst auf den Stufen, willst dir die Schuhe nicht nass machen.

Deine Schuhe! Nicht deine besten, dünnsohlig seit Langem, und für die begeisterten Seeleute tanzt du immer wieder in ihnen. Eines Tages tut sich der rechte unter dir auf, etwas bohrt sich in deinen Fuß. Weinend windest du dich, ein böses Tier habe dich gestochen. Petit-Pierre hält dich fest, ein anderer Seemann zwickt deine Fußsohle. Du schreist nach Maman. Dann hält Petit-Pierre einen kleinen, in Rot getauchten Holzsplitter hoch: »Noch ein bisschen Rum und alles ist wieder gut!« Er zieht eine Flasche hervor, nimmt sein Halstuch ab, benetzt es mit etwas Flüssigkeit und drückt es dir an den Fuß. Süßer, schwerer Geruch steigt auf, vertraut und beruhigend. Als Maman endlich erscheint, zeigt ihr Petit-Pierre deinen Schuh, löchrig wie ein Sieb.

»Wir haben keine anderen dabei«, seufzt Maman.

Petit-Pierre zuckt die Schultern: »Dann repariere ich sie.« Er streichelt dir die Wange.

Maman schnalzt mit der Zunge: »Keinen Moment kann man dich aus den Augen lassen, Hortense!«

Petit-Pierre hält Wort. Am nächsten Tag bringt er deine Schuhe. Glänzend gefettet hat er sie, die Sohlen sind neu, die verschlisse-nen Seidensenkel ersetzt durch schmale Lederbändchen.

»Viel besser geeignet für ein Leben auf dem Schiff«, verspricht Petit-Pierre.

Und so kannst du wieder nach Herzenslust tanzen.



Nachdem das Schiff erkundet ist, macht sich Langeweile breit. Deine Wege sind begrenzt, zumal du nur in der Kapitänskabine allein bleiben darfst. »Zu gefährlich«, sagen alle, wenn du dich unbeaufsichtigt an Deck oder in den Schiffsbauch stehlen willst. Längst fühlst du dich heimisch auf der *La Sensible*; selbst garstiges Wetter und hohe Wellen bringen dich nicht mehr zum Speien.

Das Essen, das man dir und Maman in die Kabine bringt, ist ebenfalls langweilig: salziger Fisch und salziges Fleisch, hartes Brot, manchmal ein bisschen Gemüse. Du sehnst dich nach den würzigen Speisen deiner Großeltern, nach pfeffrigen Krabben und süßen Desserts.

»Bald sind wir in Frankreich«, tröstet Maman.

Doch wie lange wird die Reise noch dauern? Höchstens zwanzig Tage, beteuern die Seeleute, den größten Teil habe man hinter sich. In Kürze sollen sich Afrika und Europa am Horizont erheben. Du freust dich auf das Land zwischen Himmel und Wasser. Lehnst dich so weit über das Geländer, dass Petit-Pierre einen Schrei ausstößt und dich an den Beinen packt.



Wüstes Glockengeläut schreckt dich aus deinem Spiel mit dem Bettzipfel, einem Stein und einem glänzenden Nagel, den du vor Tagen aus der Wand gezogen hast. Du kauerst am Boden der schwankenden Kabine, Maman ist bei Scipion oder vielleicht am großen Steuerrad beim Kapitän. Dessen Kommando übertönt sogar die Glocke. Rennende Schritte, Gebrüll. Du stehst auf und horchst. Befehl auf Befehl, ein Ruck geht durch das Schiff, es ächzt wie ein seltsames Tier, noch ein Ruck, du hältst dich an der Wand, beinahe hätte es dir die Füße weggerissen.

Vorsichtig öffnest du die Tür zum Deck, bleibst breitbeinig auf der schief stehenden Schwelle stehen, siehst Menschen hinter-einander in den Seilen hängen: Faust an Faust an Faust, im Rhyth-mus des Trommlers, zählen sie eins, zwei, drei, hängen, ziehen und zerrn. Zwischen den Männern ein bauschendes Kleid in

Form von Maman. Auf unerwarteter Seite entdeckst du Felsen, bedrohlich rau, nah und still wie ein Bild. Wasser läuft über das schiefe Deck.

Du hebst deinen Rock, auf patschenden Schuhen läufst du zu Maman, drängst dich zwischen sie und die Seeleute, legst deine kleinen Hände zu ihren ans Tau. Rote, verschwitzte Gesichter sprechen von Gefahr und von »Afrika«. Maman beißt sich auf die Lippe, ihr Blick geht zu den vollen Segeln: »Das Schiff ist vom Kurs abgekommen und auf Grund gelaufen.«

»Afrika«, das sind wohl die fest stehenden Felsen. Du weißt, die Taue führen zu Segeln, und Segel bringen das Schiff voran. So ziehst auch du nach Leibeskräften. Ein weiteres Segel entrollt sich, der Wind stößt hinein, stellt den ächzenden Schiffsboden schräger, du klammerst dich an das Tau. Bloß nicht ins Wasser rutschen! Dort treiben Boote, nehmen Ballen und Säcke auf, die man ihnen von der Fregatte aus zuwirft. Fässer werden ins Wasser gelassen. Mamans Frisur hat sich gelöst und kitzelt deinen Nacken.

Das Ziehen und Zerren lohnt sich am Ende: Afrika gibt das Schiff frei. Die Felsen richten sich auf, nehmen Abstand. Du stehst wieder gerade, Jubel geht durch die Männerschar an Deck. Du bist völlig durchnässt, dein Kleidchen klebt dir an Armen und Beinen, deine Zähne klappern.

Scipion hilft Maman, dich in die Kabine zu bringen: »Ist ja nochmal gutgegangen! Dieser Lotse ist ein Narr, das habe ich von Anfang an gewusst. Man sollte ihn züchtigen!«

Scipions feine Hände sind rot und rissig, seine Perücke zerdrückt, sein Hut kaum mehr als ein filziger Klumpen, was dich insgeheim freut. Maman schickt Scipion weg und nimmt dich in die Arme, bis dir wieder warm ist.

Beim Einschlafen umfängt dich das Kommen und Gehen der Wellen; du kannst kaum erwarten, wieder in Frankreich zu sein.



ZEICHEN DER REVOLUTION

*Paris, Fontainebleau, Paris, Saint-Pol-sur-Ternoise,
Paris, Croissy-sur-Seine, 1790–1793*



DIE GROSSE STADT MACHT DICH FASSUNGSLOS; ihr beißendes Grau bezeichnet Maman als »November«. Die Kutsche schleift durch sumpfige, stinkende Straßen, bräunliche Häuser ragen scheinbar zum Himmel. Andere liegen in Trümmern, auch eine Kirche mit hohlem Turm steht nur noch halb. Männer mit roten Mützen hämmern weitere Brocken heraus; du hältst dir die Ohren zu. Im Fluss treibt Verschlungenes, das aussieht, als sei es einmal lebendig gewesen. Keifen, Fluchen, Peitschenknallen. Formlose Gestalten recken den Passanten unvollständige Hände entgegen. Du entdeckst eine Frau mit zwei Schmutzeimern, auf den einen setzt sich ein Mann, und sie schlägt ihren weiten Umhang um ihn. Jetzt ist sie ein dicker Leib mit Doppelkopf. Du kicherst, um dein Unbehagen zu verbergen. Maman wirft dir einen müden Blick zu.

Dann kommt eine lichtere Gegend, Häuser und Straßen breiten sich aus, dazwischen braune Gartenflächen. Kahle Bäume: vereinzelt braune Blätter zittern an ihren Ästen, das sieht merkwürdig aus, als seien sie tot. Du willst deine Mutter fragen, da ruft der Kutscher: »Rue Neuve des Mathurins!«

Glockenläutend hält die Kutsche vor einem prächtigen Hôtel mit hohen Fenstern, auf dessen Hauswand eine 86 prangt. Gleich darauf schwärmen Diener aus der Tür, in ihrer Mitte ein Mann mit Puderhaar und herabgelassenen Mundwinkeln. Du erkennst deinen Vater.

»*Er hat mein Leben bestimmt.*«

HORTENSE DE BEAUHARNAIS ÜBER NAPOLÉON BONAPARTE



Als Kind erlebt sie die Schreckensherrschaft der Jakobiner im revolutionären Paris. Ihr Vater stirbt auf dem Schafott, ihre Mutter Joséphine heiratet Napoléon Bonaparte und wird Kaiserin von Frankreich. Derweil flüchtet sich die junge Hortense de Beauharnais (1783–1837) in die Kunst: Sie spielt Harfe und Klavier, tanzt, singt, zeichnet – und schafft sich fantasievolle Gegenwelten. Nachdem sie mit Napoléons jüngerem Bruder Louis verheiratet wird, steigt Hortense an seiner Seite zur Königin von Holland auf. Die Ehe aber ist unglücklich, zudem stirbt der erstgeborene Sohn. Um ihre Trauer zu bewältigen, entdeckt Hortense ihre Liebe zur Natur und den Bergen; versucht, eigene Wege zu gehen. Nach Napoléons Abdankung muss sie mit ihrem jüngsten Sohn ins Schweizer Exil fliehen. Doch auch auf Schloss Arenenberg kommt sie nicht zur Ruhe.

